Kritische Spaziergänge.

XI. Ein Abenteurer und sein Werk.

Untersuchungen und Feststellungen von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B.

I.

Das „Problem“ Karl May.

In einem Aufsatze „über literarische Bildung“, den das „Literarische Echo“ (Berlin) an die Spitze seines ersten Heftes setzte, sagt Rudolf von Gottschall: „Bei der großen Menge der literarischen Erscheinungen, bei dem Mangel eines anerkannten und maßgebenden kritischen Wegweisers ist das Publikum auf das eigene Urteil angewiesen, und es ist Tatsache, daß es in Deutschland Berühmtheiten gibt, die nicht durch die Presse geschaffen wurden, sondern gleichsam hinter deren Rücken sich Bahn gebrochen haben.“ (S. 6.) Was Gottschall hier im Auge hat, das sind vor allem die Talente der reinen Unterhaltungsliteratur, die leichten und seichten Erzähler, und wir sind versucht zu glauben, daß ihm der Name Karl May zuerst aus der Feder geflossen wäre, wenn er je ein Exempel für sein Axiom hätte statuieren wollen. Karl May ist hinter dem Rücken einer ernsten Kritik nur durch das Publikum groß geworden. Wo sein Name fällt, wird dem tiefer Blickenden stets aufs neue die ungeheure Kluft zwischen der bücherschlingenden Masse und ihren geborenen Führern zum Bewußtsein gebracht. Dieser Zwiespalt nun, der sich an das Werk des sächsischen Abenteurers heftet, stellt sich uns als eine „Frage“ dar, die der Erklärung des Literaturpsychologen bedarf; doch dieses „Problem“ hat May mit anderen gemeinsam. Wir haben aber, wie die „Augsburger Postzeitung“ lehrt, ein ganz spezifisches „Problem Karl May“. Und dieses resultiert aus einem ganzen Konglomerat von Zwiespälten, einem wahren Rattenkönig von Wirrnissen. Die Ameisenarbeit der Maygarde hat einen großen Haufen von Splittern und Spänen zusammengetragen; das Knäuel, das ihr Lehrmeister unter sie hineingeworfen hat, das haben sie so recht zu seiner Freude zerzupft, und schwer wird es halten, den schlichten Faden der Wahrheit zu entwirren.

Die Analyse des May-Problems führt uns zu zwei verschiedenen Angriffspunkten, der Scholastiker würde von einem „*terminus a quo*“ und einem „*terminus ad quem*“ reden. Es ist jeweils etwas anders geartet, wenn wir es von der Person Mays aus oder mit Hinsicht auf sein Publikum betrachten.

Kara Ben Nemsi hat eine schillernde Porteusnatur. Durch alle möglichen Bekenntnisse hat er das Geheimnis seines Lebens zu verschleiern gewußt. Da, wo er von sich spricht, befolgt er mit Meisterschaft den Grundsatz jenes machiavollistischen Diplomaten, daß dem Menschen die Sprache gegeben sei zur Verhüllung seiner Gedanken. Um drei Dinge haben die May-Interessenten einen erbitterten Kampf geführt, der heute noch währt:

1) um die Wirklichkeit der Reisen und Abenteuer Old Shatterlands, [sic]
2) um seine Konfession und
3) um seine Autorschaft an den bekannten Münchmeyerschen Schmutzromanen.

Bis zur Jahre 1901, dem Jahre der ersten „Enthüllungen“, trug die May-Gemeinde eine ganz andere Physiognomie als heute. Damals glaubte sie an die Reisen ihres Heros und war von seinem Katholizismus überzeugt. Heute sind ihr diese Fragen gleichgültig. Und, um es gleich vorwegzunehmen: im selbigen Jahre wurde es offenbar, daß die Zugehörigkeit zur May-Gemeinde sich weder auf religiöse noch sittliche noch künstlerische Momente stützte. Das wird sich im Laufe unserer Abhandlungen klarer herausschälen.

Den anderen Ausgangspunkt des „Problemes Karl May“ bilden „wir“, die katholischen Leser. Wieder ist es das Jahr 1901, das die Summe der Beurteilungen Mays in zwei große, verschiedene Hälften teilt und zwar

1) in die Periode der Kritik vom sittlichen Standpunkte aus und
2) in die der künstlerischen Beurteilung.

Diese Beurteilungsperioden fallen zusammen mit zwei Entwicklungsphasen in Mays Schreibweise, die seine Romane in folgende Kategorien teilen:

1) die einfach erfindenden Abenteurergeschichten,
2) die lehrhaften Predigtromane.

Dabei ist wohlbemerkt dieser Entwicklungsgang in Mays Schaffen kein natürliches Produkt eines inneren Reifens und Größerwerdens, sondern, ganz wie Gottschall sagt, nichts als die Arbeit des hinter dem

Rücken der Vernunft wühlenden Publikums: Karl May wurde durch die maßlose Verhimmelung seines Leserkreises um sich selbst gebracht, und in begreiflichem Größenwahne griff er nach den Sternen der Jenseitsdichtung. Ich kenne keinen zweiten Fall, wo Schriftsteller und Gemeinde einen so geschlossenen Kosmos bilden, wie dies bei May und seinen Lesern zutrifft. Nicht einmal bei Rosegger. Aber damit mir nicht wieder der Vorwurf ins Gesicht geschleudert wird, zwei verschieden geartete Gestalten in Parallele gestellt zu haben, betone ich gleich hier, daß natürlich in künstlerischer Beziehung eine Gleichsetzung dieser zwei Autoren ein Wahnsinn wäre. Ich will lieber einen andern Namen nennen: Danny Gürtler, der sich seinen Kreis in der unteren Atmosphäre der Varietés sucht, seit ihm seine künstlerische Unzulänglichkeit handgreiflich gemacht wurde.

Da nun diese gegenseitige Beeinflussung die eigentliche Seele des „Problems Karl May“ ist, wollen wir erst einmal zwei Dokumente allerpersönlichster Art hier vorlegen. Das erste ist die gedruckte Rückseite von Shatterhands Briefbogen, deren Text also lautet:

„Ergebenste Bitte.

„Bei meinen oft sehr lange währenden Reisen, welche mich von der Heimat fern halten, ist es mir unmöglich, die zwar in sehr erfreulicher aber oft auch überwältigender Zahl einlaufenden Sendungen sofort zu erledigen. Ich muß daher um gütige Nachsicht bitten, wenn einmal die Antwort nicht sogleich erfolgt.

Und bei den innigen Geistes- und auch seelischen Beziehungen, in welche sich meine freundlichen Leserinnen und Leser zu mir gestellt haben, würde es mir sehr lieb sein, wenn ich recht oft durch Beilegung der Photographie für mein Leser-Album erfreut würde.

Radebeul-Dresden Dr. Karl May.“

‚Villa Shatterhand‘.

Der vorliegende Briefwechsel, dem wir diesen Passus entnahmen, beginnt im Jahre 1897.

Und zum Beweise, daß es auch einem May schließlich gehen mußte wie weiland dem Zauberlehrling Goethes, der die Geister, die er rief, nicht mehr los wurde, lege ich das zweite persönliche Dokument vor. Es ist ein Telegramm an eine hochgestellte Dame und enthält folgenden nach jeder Hinsicht bezeichnenden Satz: „Gestern abend ganz matt hier angekommen; in München mußten die Leser per Spritze vom Hotel entfernt werden.“

Mit unseren Distinktionen ist aber die Inhaltsfülle des „Problemes Karl May“ noch lange nicht erschöpft. Die Relation eines vielfarbigen Schriftstellers zu einer von den verschiedensten Wünschen und Auffassungen bewegten Masse erzeugt eine unendliche Reihe von Konstellationen. So wollen wir einmal die Formel hier wiedergeben, worin einer unserer bedeutendsten Dichter das Problem May zu fassen suchte. Wir drucken sie ohne jedes Für oder Wider ab, nur als ein Zeugnis für das Interesse an der eigenartigen Frage. Friedrich Wilhelm Helle sandte sie mir auf einem einzelnen Quartblatte, als ich in einem Aufsatze in den „Historisch-politischen Blättern“ (1900. Bd. 126. S. 737 ff.) den Satz geschrieben hatte: „Karl May streicht mit seinen Abenteuerromanen Riesenhonorare ein und Helle darbt.“ Sie lautet wörtlich:

„Dr. Karl May, ‚Hohenthal‘.

1842 geboren in Ernstthal-Hohenstein, (nach Kürschner dann in Ernstthal, dann in Hohenstein). Eltern waren Webersleute. Besuchte das sächsische protestantische Lehrerseminar in Waldenberg, war erst, etwa gegen 1862 Lehrer, wie lange, unbekannt. –

1883 (Kürschner) Redakteur in Hohenstein-Ernstthal, heiratete um das Jahr 1876.

1880 erschien das erste Werk (‚Im fernen Westen‘). Nach Kürschner war er schon

1881 Übersetzer aus dem Arabischen, Türkischen, Persischen, Kurdischen, Indianerdialekten. Also zwischen 1862–1880 hat er ‚Gymnasium und Universität‘ (beachte die Anführungszeichen!) absolviert, nach seiner Schullehrer- und Redakteurtätigkeit, und jene vier schweren Sprachen bis zur Übersetzungsfähigkeit sich angeeignet, seine Reisen ‚im fernen Westen‘ gemacht, Indianerdialekte Ferm studiert, wozu

1899 (Kürschner) noch das Chinesische kam, daraus er ebenfalls „übersetzen‘ kann. Im ‚D. Hausschatz vom Jahre

1899 oder 1898, glaube ich, versichert er, auch die ‚Keilinschriften‘ lesen zu können und ‚beweist‘ das aus einem Fragment, das ihm auf seinen Reisen … unter die Hände kam.

Nach Aussagen der Behörden in Radebeul resp. Ernstthal gehört er der evangelisch-lutherischen Landeskirche an, geriert sich aber in Dresden als Katholik (bisweilen als ‚Pfeilerheiliger' in der kathol. Hofkirche). In Dresden glaubt man, daß er die vielen Reisen nicht gemacht hat; er ist dort mehrmals von Kennern des Türkischen blamiert worden. Die vielen fremdsprachigen Brocken in seinen Werken können nur von Kennern beurteilt werden, waren aber auch aus anderen Reisebüchern und sprachlichen Werken leicht abzuschreiben.

In dem Jahre, als er auf einer ‚Reise nach Arabien' sich befand, ließ er über sich durch einen Freund in der ‚Tremonia' drei große Feuilletons erscheinen, (im ‚Kurier' abgedruckt), worin es unter anderem heißt: ‚Er kann bis zu 300 Seiten schreiben, ohne zu essen oder zu schlafen'. – ‚So lange die Erde steht, hat noch nie die Presse irgend eines Landes in dieser haarsträubenden Weise an einem Schriftsteller gehandelt'. – ‚Er ist der edelste, beste, frömmste, wohltätigste Mensch, den es geben kann'. – (Er hat das Jahreseinkommen eines Millionärs). – ‚So lange die Erde steht' mit der Presse zu verbinden, ist doch recht hübsch.

Die Artikel der ‚Tremonia' (resp. des ‚Bayer. Kurier') sind, was ‚Weihräucherei' und Kriecherei betrifft, lustig zu lesen". –

Soweit Helle, ein guter Kenner orientalischer Sprache, Sitte und Geschichte. Ihm war das „Problem May" gleichbedeutend mit dem Problem der Ungerechtigkeit dieser Welt und der Armseligkeit des menschlichen Geistes. Sein Riesenwerk, die christologische Epopöe „Jesus Messias" vergilbte im Staube der Bibliotheken, Mays leichte Ware erlebte Auflage um Auflage. Aber Helle hat seinen Werken eine wunderbare Selbstkritik hinterlassen, an die das Geschrei der Mayklakeure niemals heranreicht; er starb bei den Worten: „Der für uns ist gekreuzigt worden."

Ein weiterer Beitrag zur Definition des „Problems Karl May" liegt in einer unheimlichen Überproduktion. Nicht einer nervösen Hast, auf der Höhe des Ruhmes zu bleiben, entspringt sie allein, auch nicht der industriellen Anlage Mays ist sie in erster Linie zu verdanken, sie erscheint vielmehr als der treffendste Ausdruck seines übervollen Mundes, jener öden Renommisterei, die sich niemals genug tun kann und überzeugt ist, daß jeder noch so leere und hohle Knochen, womit sie andere abspeist, gierig angenommen und benagt wird. Die Verehrer Karl Mays sind alle gute Menschen, aber herzlich schlechte Psychologen, sonst hätten sie zu ihrer großen Beschämung längst erkennen müssen, welches Urteil für sie in den letzten Darbietungen ihres geistigen Mentors liegt. Dreiunddreißig Bände enthält allein die Fehsenfeldische Ausgabe seiner Reiseromane, und wir wissen, daß wir damit nur die Hälfte seiner schriftstellerischen Erzeugnisse genannt haben. Es hat einmal ein tiefer Geist gesagt: „Jedes Volk hat die Dichter, die es will." So, wie wir jetzt „unsern" May haben, so hat ihn seine Gemeinde haben wollen; wehe dem, der mit der Masse paktiert, sie reißt ihn fort. Unwiderstehlich muß er der hungrigen Bestie folgen, die nach „Brot und Spielen" schreit, und statt die Menge zu leiten, wird er vielmehr von ihr gelenkt. Und von dem Augenblicke an, wo er sein Schicksal erkennt, wo ihm die Unmöglichkeit aufdämmert, all diese heiseren Wünsche im guten zu befriedigen, da wird er nach dem nächsten besten greifen, um es seinen Lesegeiern hinzuwerfen. Nur wenn er allein ist, wird er ein Hohngelächter anschlagen: der Mob, dem er dient, fängt an, ihn zu belustigen. Mag er ihm bieten, was immer, Banauses und Banales, sie heißen es willkommen, weil sie wissen, daß er ihnen gibt, was sie wollen. Und die Guten unter ihnen legen in die leersten Schalen einen tiefen Inhalt. Wo aber das Hineingeheimnissen anfängt, da hört der Sinn des Autors auf. Das ist die Kehrseite der gegenseitigen Beeinflussung, von der wir oben sprachen.

Mit dieser Überproduktion genauer mit ihrer Quelle hängt ein Teil unseres Problems zusammen, der vor allem in der zweiten Hälfte von Mays Entwicklung, also seit 1901, in die Erscheinung trat: Kara Ben Nemsis Verhalten zur guten und zur bösen Kritik.

Es ist ganz selbstverständlich, daß jede tadelnde Rezension der Werke Mays aus Niedertracht und Bosheit hervorquillt; sie ist nichts anderes als gemeine Verkennung der edelsten Verdienste. Man weiß es nicht, von wem diese Kritiker gewonnen sind, aber ein guter Geist kann das nicht sein, der sie beherrscht. Wie kommen Leute vom Schlage eines Cardauns dazu, diesem Wohltäter der Menschheit ein Haar krümmen zu wollen? Aber May weiß solchen Schmerz mit Stolz zu tragen; sie stehen alle viel zu tief unter ihm. Ja, er schweigt sogar und „lauscht". So teilt er wenigstens seinen Enthusiasten mit, und diese preisen seinen Edelmut, die Größe seiner Seele und ergehen sich in allen Überschwänglichkeiten der deutschen Superlative. Er selbst hat's gesagt. Darum berührt sie der pöbelhafte Ton, den May anschlägt, nicht, und sie

merken es auch gar nicht, daß er so wenig schweigt, daß er vielmehr auf jede geringste Anrempelung im ersten Eifer losfährt. Kein Schriftsteller Deutschlands hat je so in Flugblättern zur eigenen Ehre gearbeitet. Wie das Kind im Dunkel schreit, um sich Mut zu machen, so übertönt Mays voller Mund die da und dort sich regenden Stimmen der Vernunft. An seiner überstürzenden Hast zeigt sich die Unruhe seines Gewissens, natürlich meine ich: seines literarischen Gewissens. Darüber sind sämtlich Lobhudler Mays einig, daß ihres Mentors Verhalten gegen die böse Kritik musterhaft ist; nun, wenn jene von glühendem Haß erfüllten grünen Wische vom August 1907, die einen in der deutschen Literatur bis dato ungekannten Geifer gegen den feinen Satyriker und Anwalt der Wahrheit Cardauns ausspeien, Schule machten, dann wäre es um die Ehre des deutschen Schrifttums geschehen. Also: May handelt anders und anders suggeriert er seinem Stabe. Und auch diesmal merkte die May-Gemeinde noch nichts?

Nein, sie merkte noch nichts, auch kein Augurenlächeln, und küßte dankbar die Hand, die ihr den Knochen reichte, der gerade gut genug schien. Aber ich darf nicht vorgreifen, da ich vorerst nur den Inhalt des Problemes May zergliedern wollte, um später die einzelnen Punkte ausführlich zu behandeln. Zum Worte „suggerieren“ muß ich jedoch wieder ein Dokument vorführen. Wenn man nämlich die Verteidigungsreden Mays und seiner Freunde vergleicht, so findet man eine rührende Gleichförmigkeit der Phrase. Sämtliche Maykritiker seit 1901 erzählen freudigen Hochgefühles voll, mit „Ihm selbst“ in Briefwechsel zu stehen. Da ruft einer: Aha! Was ist denn hier Aha zu rufen? „Geistige und seelische Gemeinschaft“ nennt das May, andre freilich nennen es anders. Vor ein paar Jahren traten einsichtsvolle, selbständige, sachlich-fachliche Kritiker gegen eine einschleichende Sitte auf, daß der Autor mit einem begleitenden Briefe selbst dem Kritiker sein Werk zur geneigten Besprechung überreichte. Wie das May macht, und wie seine Verteidigungsreden entstehen, möge ein Brief des guten und edlen Pfarrers Dr. Rody von Oestrich zeigen. Rody hatte 1900 in Kausens „Wahrheit“ May als Missionär und Laienapostel gepriesen, und hatte das wirklich so gemeint. Er war ein Nathanael ohne Falsch und Arg. Jede Zeile seines Briefes beweist seine schöne Seele, darum schädigt dessen Veröffentlichung sein Angedenken nicht. Der Brief war gerichtet an die Redaktion der „Historisch-politischen Blätter“, an den greisen Dr. Binder, und war hervorgerufen durch meinen Aufsatz „Neuestes von Karl May“.

„O e s t r i c h a. R., 5. Aug. 1901.

Hochverehrter Herr!

Auf Ihre gütigen Zeilen vom 3. Aug. ….. erlaube ich mir Nachstehendes ganz ergebenst mitzuteilen. Vor allem bitte ich, die Versicherung entgegenzunehmen, daß ich weit davon entfernt bin, Ihnen eine Verlegenheit zu bereiten, und daß ich alles Ihrem weisen Ermissen anheimgebe.

Hr. May, mit welchem ich seit einiger Zeit in Korrespondenz stehe, ist äußerst aufgebracht über den Artikel des Hrn. P. Ansgar. Um ihn zu beruhigen, habe ich ihn von der Absendung einer Entgegnung benachrichtigt. Bei dem polemischen Charakter [sic!] des Hrn. M. fürchte ich alles, wenn er erfährt, daß meine Entgegnung nicht gebracht wird. Soweit bis jetzt ein Urteil möglich ist, glaube ich, daß man ihm Unrecht tut, ihn unter die Pornographen einzureihen. Die Frage nach dem katholischen Taufschein ist m. E. von untergeordneter Bedeutung. Es gibt hundert Möglichkeiten, unter denen sich die Konversion vollzogen haben kann, ohne daß unsere Pfarrbücher Kunde davon geben.

Überlegen Sie daher gefl. mit Herrn P. Ansgar, was zu tun sei. Bleibt der Vorwurf der Pornographie an Hrn. M. hängen, ohne daß eine Richtigstellung erfolgt, so wird ein Sturm heraufbeschworen, der vielleicht den Genannten in’s gegnerische Lager treibt. Man sollte ihm keinen Grund geben, wider die Katholiken in der Öffentlichkeit Klage zu führen.

Vielleicht versteht sich Hr. P. Ansgar, dem ich mich empfehlen lasse, selbst dazu, einen Beruhigungsartikel im nächsten Heft zu veröffentlichen. Irgend etwas sollte geschehen, um Schlimmeres zu verhüten.

Mit der Versicherung meiner Hochachtung und Verehrung verbleibe ich Ihr ergebener

Dr. Rody, Pfarrer.“

Die „Entgegnung“ war mit lauter „vielleicht“ und „es ist ja möglich“ gespickt und brachte nichts Positives zur Klärung der Sache bei. Hofrat Dr. Binder konnte sich daher zur Aufnahme nicht entschließen; sie schien ihm nicht „stichhaltig“, um meine „Einwände zu entkräften“, „zumal da Ihre Darlegung die mildernden Umstände bereits hervorgehoben und nach beiden Seiten Gerechtigkeit hat walten lassen.“

Und der letzte Schlüssel des Problems Karl May? Den hat der Richter in der Hand, nicht nur der Zivilrichter, sondern auch der Strafrichter. Infolge der Enthüllungen des vorigen Jahres werden wir an dieser peinlichsten Sache im Laufe unserer Aufsätze nicht mehr vorbeikommen.

Der Ausdruck „Problem Karl May“ stammt, wenn ich recht unterrichtet bin, von der „Augsburger Postzeitung“, die ihn wenigstens seit drei Jahren zu ihrem Lieblingsworte geprägt hat. Fast keine Nummer der letzten Jahrgänge ist frei vom Kampfe für Old Shatterhand, und manchem dünkt das Verhalten dieser sonst so vorzüglich redigierten und gut informierten Zeitung schier selbst wieder ein Problem. Nur edle Gründe sind es gewesen, die das hervorragende Blatt zum Freunde Karl Mays machten: davon wird in einem späteren Aufsatz ausdrücklich die Rede sein. Siebenundzwanzig Aufsätze und Notizen über Kara ben Nemsi habe ich mir seit dem 27. Januar 1907 bis zum letzten Dezember 1909 gesammelt, ein oder der andere wird mir dabei entgangen sein. Man kann also ruhig die „Augsburger Postzeitung“ das Organ Karl Mays nennen: sie hat den schon Gerichteten wieder zur Geltung gebracht. Unter den mannigfachen Autoren kommt mit einer Reihe fortschreitender Essais Dr. Lorenz Krapp, der bekannte Christussänger und Literaturästhetiker, ganz besonders in Betracht. Er ist kein blinder Verehrer Mays, er übersieht viele seiner Schwächen nicht. Krapp vor allem ist es, der die künstlerische Auffassung Mays in ein ernstes Fahrwasser lenkte, fern den Reklametönen der Maylinge. Aber auch Krapp erzählt von seinem Briefwechsel und persönlichen Verkehr mit May. Seine ästhetische Ansicht müssen wir später genauer durchprüfen. Krapp war nicht immer für den Radebeuler Abenteurer eingenommen; noch im Jahre 1903, in jener für ihn bedenklichen Zeit der Mitarbeiterschaft selbst an freidenkerischen Blättern, schrieb er in der „Allgemeinen Zeitung“ wenig Erbauliches über ihn. Er schrieb damals wörtlich:

„Auf dem Gebiete des Romans aber war Alleinherrscher zwei Jahrzehnte lange der sächsische Abenteuer-Romancier Karl May, der mit mehr als dreißig umfangreichen Bänden in kurzer Zeit den Markt überschwemmte und trotz entschiedenen Talents durch sinnlose Überproduktion allmählich ganz verplattete. Wohl finden sich in einzelnen seiner Bände, wie in dem Roman „Winnetou“, Proben echter Poesie; hier und da, wie auch in dem zitierten Band, ist an tiefe Probleme gerührt, wie an das Verhältnis einer Freundschaft zwischen einem Natur- und Kulturmenschen; aber ein Mangel an künstlerischer Übersichtlichkeit und Konzeptionskraft, sein Spielen mit einer wildgrotesken Phantasie, eine wachsende Gedankenarmut und stete Wiederholung längst geschaffener Typen machen seine letzten Werke ganz wertlos und rechtfertigen den Kampf, der von allen Seiten und auch aus den katholischen Reihen heraus gegen ihn entbrannte.“ (1904 Nr. 46. 25. Februar.)

Krapp hat sich seitdem zu einer „positiven Weltanschauung“ durchgerungen. 1906 stand er schon in den Reihen der Kämpfer für May. Für einen Ästhetiker war bisher die geistvolle Art, wie er seinen Schützling sich und anderen plausibel machte, von größtem Interesse; seine Erörterungen über das Problem May haben alles in Betracht gezogen, was für und wider sprach. Sachlich blieb er durchaus, und so konnte er am 2. Oktober 1908 erklären: „Ich bin – obwohl ich für May rückhaltlos eintrete – durchaus keiner von denen, die nun unter Schmähungen über seine Gegner herfallen und ihnen allerlei unreine Motive unterschieben wollen.“ Dieser Satz steht in seinem „Schlußwort zum Problem Karl May“ („Lit. Beilage“ zur „Augsb. Postzeitung“ No. 44. 1908), das mit den Worten beginnt: „Es ist Zeit, das Problem zu begraben“, und schließt mit den Sätzen: „So wäre es endlich an der Zeit, daß der Kampf um ihn zur Ruhe käme. Ein Kampf, der bei den wenigsten ein sachlicher, ein literarischer war. Denn was ist es anders als unfaire Sensationslust, als Lust am Skandal, wenn man Dinge ausgräbt, die jeder mit sich selbst auszumachen hat; – Dinge, die – selbst wenn sie wahr wären, was ich nie und nimmer von einem Manne wie May glaube – wohl tiefbedauerlich wären, aber uns, die wir es mit seinen Werken, nicht seiner Person zu tun haben, doch nichts angehen. Es ist dieselbe Methode, wie wenn man die Sesenheimer Idylle dazu benützen wollte, um Goethes Faust als Wertlosigkeit nachzuweisen, wie wenn man aus Bürgers, Zacharias Werners Leben ein Argument wider ihre Werke schöpfen wollte. Dort erscheint uns das sinnlos; sinnlos ist’s aber auch hier. Und abscheulich zugleich, weil es sich gegen einen Lebenden richtet.“ –

Wohl ruht eine tiefe Wahrheit des Ethos in diesen warmen Worten, allein sie verquickt sich mit einem fatalen Sophisma. Goethes „Faust“ und jene traurige Episode im Pfarrhaus zu Sesenheim haben allerdings rein äußerlich genommen und direkt nichts mit einander zu tun, sofern nämlich „Faust“ rein künstlerisch gefaßt wird. Wohl aber haben die umstrittenen Fragen mit den Romanen Mays etwas zu tun: denn einerseits dreht sich der Streit um eben diese Romane und andererseits muß das Leben eines

Schriftstellers, den man zum Erzieher der Jugend und des Volkes gestempelt hat, mit seinen Zeugnissen übereinstimmen. Nicht Mays Leben, seine Werke sind der Gegenstand unseres Disputes, es handelt sich um die Reinheit des katholischen Schrifttums. Das Problem May ist kein persönliches, sondern ein eminent literarisches Problem, und was höher steht als das: es ist ein sittliches und religiöses Problem. Krapp wird nach dieser Hinsicht sein Urteil noch sehr revidieren und vertiefen müssen.

Und hat nun damals die „Augsburger Postzeitung“ das Problem May wirklich begraben? Mit nichten! Es blieb wie vordem der Hauptinhalt ihrer Feuilletons. Alles Siegesgeschrei über die gewonnenen Prozesse vermochte den ehrlichen Verteidigern Mays nicht über ihre eigene Unsicherheit hinwegzuhelfen. Mays Gegner waren längst still, denn rein literarisch genommen hatten sich die Akten über das Problem May geschlossen. Dr. Max Ettlinger hat es in seiner Bearbeitung der Lindemann’schen Literaturgeschichte prompt und nach allen Richtungen wahr gefaßt: „In leuchtenden, oft ganz ungewöhnlichen Farben prangen die Abenteurerromane und Reisegeschichten von Karl May; während er in seinen phantasieüberreizenden Erzählungen und Gedichten christlich-klingende Phrasen dick aufträgt, hat er zugleich unter einem Decknamen (?) die widerwärtigsten Kolportagepornographien verfaßt. Trotzdem kann man nicht bestreiten, daß sich seine Abenteuergeschichten durch Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung auszeichnen und ein wirksames Gegengift gegen die gänzlich inhaltlosen, nur aufregenden „Indianergeschichten“ bilden können.“ (S. 950 f.) Das Herder’sche Konversationslexikon hat sich dieser Auffassung angeschlossen. Uns aber interessiert jetzt zunächst die religiöse und sittliche Seite des Problems. Es wird wohl überflüssig sein, zu erwähnen, daß mich nur das Interesse der Wahrheit leitet. Denn was hätte ich für einen Nutzen an der Abschlachtung Mays? eines Freundes von Hundertausenden? Aber ich schreibe ja, gerade wie der „dankbare Mayleser“ „nur für Leute“, „welche es nicht nötig haben, am Gängelband zu denken.“ (S. 68.)

An häufig zu zitierender May-Literatur verzeichne ich hier:

1. „Karl May als Erzieher und Die Wahrheit über Karl May oder Die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte“ von einem dankbaren May-Leser. (Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehrenfeld.[sic] 1902. 8°. 159 S. 10 Pf.)
2. Max Dittrich. „Karl May und seine Schriften. Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde“. Mit zwei Lichtdruck-Bildern. (Dresden, C. Weiskes Buchhandlung [Gg. Schmidt] 1904. 8°. 127 S. Mk. 1,20.)
3. Heinrich Wagner. „Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie.“ (1907. jetzt: Gg. Kleiter, Passau. 8°. 51 S.)
4. F. W. Kahl. „Karl May, ein Verderber der deutschen Jugend.“ (Berlin, Herm. Walther 1908.)
5. Franz Weigl. „Karl Mays paedagogische Bedeutung.“ (Bd. IV. Heft 22 der „Paedagogischen Zeitfragen“) (München, Val. Höfling 1909. 2. Aufl. 8°. 56 S. 60 Pf.)
6. Dr. phil A. Droop. „Karl May. Eine Analyse seiner Reise-Erzählungen.“ (Cöln-Weiden, Hermann J. Frenken. 1909. 8°. 199 S.)
7. Sascha Schneider. „Titelzeichnungen zu den Werken Karl Mays.“ Mit einführendem Text von Prof. Dr. Johannes Werner. (Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehrenfeld. Ohne Jahreszahl. Fol. 12 S. Text und 25 Kunstblätter.)

Aus: Über den Wassern, Münster. 3. Jahrgang, Heft 2, Januar 1910, S. 61-69.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Januar 2018